Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde

Herausgeber: Bernisches historisches Museum

Band: 41 (1979)

Buchbesprechung: Bernische Geschichtsliteratur

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BERNISCHE GESCHICHTSLITERATUR

Besprechungen und Hinweise

Ur- und Frühgeschichte

In gepflegter Aufmachung und handlichem Format präsentiert sich ein erstes von drei geplanten Bändchen über die römischen Inschriften in der Schweiz, das den erhaltenen Inschriften in der Westschweiz gewidmet ist[1]. Für das wissenschaftliche Niveau der Arbeit bürgt der Name des Verfassers, Prof. Gerold Walser, der bis vor kurzem den Lehrstuhl für Alte Geschichte an der Berner Universität innehatte. Das Bändchen ist einerseits für den Gebrauch in den Lateinklassen der Gymnasien und für Übungen an der Universität konzipiert worden, es kommt aber anderseits auch den Interessen des Geschichtsfreundes entgegen, wenn dieser aus den inschriftlichen Quellen sich ein Bild der Römerzeit erarbeiten will. Da jede behandelte Inschrift mit einer Photographie vorgestellt wird (wobei natürlich Transkription und Übersetzung ins Deutsche sowie eine kurze, aber hinlängliche Erklärung nicht fehlen), ergibt sich für den Leser die reizvolle Möglichkeit, sich selber als Entzifferer der Inschriften zu erproben und erst nachher die Erläuterungen zu konsultieren. Dabei wird man auch auf die interessante Inschrift stoßen, die an die Stiftung einer Halle durch die Schiffer-Gilde auf der Arura erinnert: Arura aber heißt «Aare», die Inschrift ist also wohl das früheste Zeugnis «bernischer Zunftgeschichte» (!) kfw.

Bern-Bücher

Der Bern-Bücher-Boom hält an. Es scheint Verlage zu geben, die sich «Kein Jahr ohne Bern-Buch» ins Programm gesetzt haben. Das ist an sich sehr erfreulich, vorausgesetzt jedoch, daß darunter die Qualität nicht leidet. Von der guten Idee zum guten Buch ist ein weiter Weg. Das gilt für das populäre wie für das wissenschaftliche Buch. Und da stehen wir vor dem Hauptproblem: Meist hat man für die Publikation eines Themas, für das man jahrelang Stoff sammelte, zu wenig Zeit. Sie drängt für den Lektor, sie drängt noch mehr für einen allfällig beigezogenen Fachmann, und für eine qualitativ hochstehende Illustration und Gestaltung wird das Tempo hektisch: Die Vorlagen sollten zum Lithographen, im letzten Moment sollten Ergänzungen besorgt, Bilder beigebracht oder Lücken gefüllt werden. Über allem steht drohend der Gegensatz: Kleine Produktionskosten – von einem Autorenhonorar ist meist gar nicht zu reden –, hohe Auflage, niedriger, aber doch gewinnbringender Verkaufspreis. Erfolgt die Kalkulation für eine rechtzeitige Propaganda zu früh oder ergeben sich zu wenig Gewinnchancen, dann muß gespart werden, am Umfang, an der Bindequalität, am bestmöglichen Bild. Da muß mann sich doch fragen, ob nicht manchmal weniger mehr wäre: Weltweit werden zu viele Bücher produziert.

Und noch eine Bemerkung: Die populäre historische Buchproduktion ist auf seriöse wissenschaftliche Publikationen angewiesen. Diese werden aber gebremst, wenn man zu viel Mittel und Zeit in Mittelmäßiges hineinsteckt.

Erwartungsvoll greift man zu Wolf Mayncs stattlichem Band über *bernische Wohnschlösser*[2]. In jahrelanger verdienstvoller Kleinarbeit hat hier der Verfasser die Namen und wichtigsten Schicksale der Besitzer von 30 Wohnschlössern im Raume Bern–Aaretal–Thunersee zusammengetragen. Mit dokumentarischen Abbildungen und einem genealogischen Anhang von 50 Druckseiten

[1] Gerold Walser, *Römische Inschriften in der Schweiz. I. Teil: Westschweiz.* 260 S., 111 Abbildungen. Verlag Paul Haupt, Bern 1979. Fr. 22.–.

[2] Wolf Maync. *Bernische Wohnschlösser.* Ihre Besitzergeschichte. Verbandsdruckerei, Bern 1979. 176 S. Preis Fr. 58.–.

erhält der Band lexikalischen Charakter. Man fragt sich, ob dieses Prinzip nicht auch gelegentlich für die 110 Seiten der Besitzergeschichte hätte angewendet werden können. Der Versuch, die zahlreichen Aufzählungen und Angaben in Satzgefüge hineinzupressen, macht die Lektüre stellenweise etwas mühsam. Manchmal werden sogar die Bezüge unter den Substantiven unklar, zum Beispiel Seite 31, wo der im Duell erstochene Hieronymus (nicht Hyeronimus) Fellenberg auf 101 Jahre verbannt wird anstelle seines überlebenden Gegners Lutz. Auch mischen sich im Deutschen unerlaubte angelsächsische Genetivkonstruktionen ein («Albrecht vom Stein, der Sohn des Mitherrns [!] zu Münsingen Brandolf, bekannt als ...»). Reich und unterhaltend sind die Episoden, die sich auf Schloßbesitzer beziehen. Es werden aber auch hier Dinge ins Gegenteil verdreht. Der Worber Schloßherr hat als Landvogt von Nidau nicht Rousseau auf die Petersinsel verbannen müssen. Vielmehr mußte er in freudloser Pflichterfüllung den Philosophen aus seinem freigewählten Exil von der Bielerseeinsel vertreiben (S. 54). Längere Exkurse in die allgemeine Berner Geschichte hätten eine Straffung erfahren dürfen. So ist etwa beim «sogenannten» Twingherrenstreit (S. 51) rein Episodenhaftes erzählt, das Grundsätzliche der Auseinandersetzung jedoch nicht erfaßt.

An welchen Leser wendet sich der Verfasser? Der gebildete Laie wünscht sich leichte Lesbarkeit und keinen Fachjargon; in dieser Beziehung wird er etwa in den Einführungen zu Münsingen und Jegenstorf etwas überfordert. Der Wissenschaftler dagegen wird zwar gerne für eine erste Information zum Werke greifen, es aber nicht auswerten. Es bleibt der Journalist, der Episoden pflückt. Michael Stettler hat den Zwiespalt im Geleitwort richtig formuliert: «... daß seine Schlösserchronik in Tonfall und Methode bisweilen anderes vermittelt als die eines Historikers von der Zunft. Dies ist sein gutes Recht.»

Trotzdem seien dem Historiker im Hinblick auf den geplanten zweiten Band über die «Campagnen» einige Anregungen erlaubt, möchte doch der Verfasser bei aller Laienhaftigkeit den Eindruck der Wissenschaftlichkeit erwecken:

1. Dem weniger kundigen Leser wäre klar zu sagen, daß vor dem 18. Jahrhundert viele Lebensdaten, insbesondere Geburtsjahre, nur relativ richtig angegeben werden können. Das ist um so mehr der Fall, wenn die Daten aus Quellen zweiter Hand (gedruckte Werke, handschriftliche Genealogien) zusammengetragen wurden.

2. Die den Familiennamen beigefügten Nummern beziehen sich auf die Stammtafeln v. Rodt in der Burgerbibliothek. Diese Information hat vor dem Anhang zu stehen und nicht versteckt im Vorwort. Zu beachten ist, daß Überprüfungen in jüngster Zeit bei Rodt Lücken und falsche verwandtschaftliche Beziehungen aufgedeckt haben. Das gilt für fast die meisten Familiengenealogien, am wenigsten wohl für die Familienblätter v. May.

3. Die S. 125f. als «Quellen» bezeichneten Grundlagen enthalten eine Reihe falscher bibliographischer Angaben, die von fachkundiger Seite zu überarbeiten wären.

Noch ein Wort zur äußern Form: Einband solid, Gestaltung seriös, Textdruck sauber, Bilder in der Verkleinerung nicht selten zu schwarz. Was verschiedene Leser stutzig machte: zu einem Schwarzweißband gehört ein entsprechender Umschlag. Soll der hübsche Farbumschlag mit Riggisberg vermehrt zum Kaufen reizen?

Beim Bern-Buch des Benteli-Verlages – E. Schmocker / B. Weber, *Altes Bern – Neues Bern*[3] – ist gegenüber dem letztjährigen «Die schöne Stadt Bern» von Fridolin Limbach eine deutliche Qualitätsverbesserung festzustellen. Das gilt sowohl für den Einband wie für den Inhalt. Dagegen muß man bei mehreren Illustrationen immer noch Vorbehalte anbringen. Ausgerechnet neueste Aufnahmen zeichnen sich durch schlechte Qualität aus: blaß, wenig Tiefenwirkung, ungünstige Schattenwürfe usw.

Man vergleiche etwa die Photographien aus den Jahren 1978/79 auf S. 35, 75, 85, 95, 105 und 125 mit den entsprechenden Photographien aus älterer Zeit. Hat es hier im Zeitalter der technischen Perfektion an der Zeit gefehlt, um gute Bilder zu schießen? Auf das Konto der Reproduk-

[3] Erdmann Schmocker, Berchtold Weber, *Altes Bern – Neues Bern,* ein Stadtbild im Wandel der Zeit. 200 S. Benteli, Bern 1979. Fr. 58.–.

tionsfirma und nicht der Vorlagen gehen wohl qualitativ zu wenig nuanciert wiedergegebene Stiche und Veduten (etwa Abb. 2, Merian; Abb. 4, Sinner; Abb. 8, Aberli; Abb. 142, Schilling). Der als Frontispiz eingefügte Ausschnitt aus der Schoepf-Karte ist offenbar auch eine Eilproduktionszugabe des Gestalters: weder ist das Bild im Quellennachweis verzeichnet, noch hat es einen Kommentar.

Sonst haben sich nämlich die Verfasser eine sehr große Mühe mit den Bildlegenden gegeben. Ihr Ziel, eine frühere Situation einer heutigen gegenüberzustellen, ist in den meisten Fällen erreicht worden. Erdmann Schmocker, ein 1931 geborener Länggäßler, wirkt heute als Arckitekturprofessor in den Vereinigten Staaten. Er hat aus Liebe zu seiner Geburtsstadt die Idee gehabt, den heutigen Bernern einen Spiegel vors Gesicht zu halten: «Das heutige Bern ist somit nicht das Bern von gestern oder die so geliebte mittelalterliche Stadt. Trotzdem empfinde ich einen Geist, ein Gefühl des Mittelalters. Dieser Zwiespalt macht mich unruhig. Auf der einen Seite will ich an das gute, alte Bern glauben, aber auf der andern Seite habe ich die hier folgende bildliche Dokumentation. Obschon verschiedene Teile der alten Stadt auch heute noch sichtbar sind, bleibt am Ende hauptsächlich eine nur im Geist und im allgemeinen Aussehen mittelalterliche Stadt. Ist das genug? Nur Berns Einwohner können hier antworten. Weil Bern immer noch ein wichtiges Beispiel mittelalterlichen Städtebaus darstellt, ist größte Sorgfalt beim Schutz des Stadtbildes nötig. In diesem Sinne sei das vorliegende Buch eine Warnung: Laßt die Stadt nicht verkommen. In verschiedenen Fällen könnte es später sein als wir glauben!»

Mit Berchtold Weber, dem hingebungsvollen Erforscher und Bearbeiter des Details, hat Schmocker einen Helfer gefunden, der es verstand, die große Linie wie kein anderer durch die minutiöse Einzelheit zu bereichern, zu veranschaulichen, zu präzisieren. Als Bearbeiter des «Historisch-topographischen Lexikons der Stadt Bern» (Schriften der Burgerbibliothek, Stämpfli 1976) war Weber imstande, innert unglaublich kurzer Frist die kleingedruckten Kommentare zu den mehr als 300 Bildern zu verfassen. Es dürfte schwierig sein, hier Sachfehler nachzuweisen. Ein verständlicher Lapsus in Schmockers Text wäre dahin zu berichtigen, daß das zweite Berner Rathaus natürlich östlich (nicht westlich), also stadtabwärts, der Leutkirche stand.

Der Band «Altes Bern – Neues Bern» regt zum Nachdenken an. Michael Stettler hat mit seinem illustrierten Aufsatz über «Eingriffe ins Berner Stadtbild seit 100 Jahren» (in Band 1946 dieser Zeitschrift) die Idee und Methode Schmockers im kleineren Rahmen vorweggenommen. In beiden Darstellungen wird einem so recht bewußt, wie der «Zahn der Zeit» sich in die Substanz einer Stadt einfrißt. Aus diesem Grunde können die konservierenden Vorschriften und ihre Interpreten nicht streng genug sein, mindestens vom Zeitglocken an abwärts: Die Summe von kleineren und grössern Einzeleingriffen wirken auf lange Zeit verheerend, ganz abgesehen von Sündenfällen wie am Bubenbergplatz. Zum Glück gibt es aber auch positive Aspekte. Denken wir ans Rathaus, ans Kornhaus, an den Käfigturm, an den Predigerchor, an die Ischi-Häuser und – vorausblickend – an das Rathaus des Äußeren Standes. Es nützt aber nichts, Einzelbauten minutiös zu restaurieren, ohne das Gesamtbild einzubeziehen. Und dazu gehört auch der Verkehr, der rollende wie der ruhende. Das sollten auch Verkehrsverbände, die ihr Büro im baulichen Juwel der alten Hauptwache eingerichtet haben, ernsthaft bedenken.

Zu den Bern-Büchern zu zählen ist ebenfalls der Berner Band in der *Sammlung «Schweizer Kantone» des Avanti* -Verlages. Der Berner Geograph und Historiker Prof. Georges Grosjean[4] unternimmt es, Bern einem breiten Publikum in gemeinverständlicher Form nahezubringen. Als Kulturgeograph versteht er es meisterlich, Zusammenhänge zwischen Naturlandschaft und Menschenwerk, Geschichte und Volkskunst, Mentalität, Wirtschaft und Politik, Wissenschaft, Kunst und Architektur aufzuzeigen. Der Band gliedert sich, vom heiteren Seeland zum Alpengebiet vorstoßend, in thematisch geschlossene Kapitel, die das für eine Landschaft Typische hervorheben und bewußt auf Vollständigkeit verzichten. Der Leser erhält laufend Denkanstöße, ganz anders als etwa im Waadtländer Band (Avanti Nr. 20) bei Claude Ruchet, der seine Bern-Neurose

[4] *Georges Grosjean*. Bern. Schweizer Kantone. Avanti-Verlag, Neuenburg 1979 (auch in französischer Ausgabe).

abreagiert, indem er spaltenlang Sittenmandate und insbesondere die Tanzvorschriften der Vögte aus bernischer Zeit als deren zentrales Anliegen abhandelt und darob die wichtigste Aussage vergißt: daß ohne Berns «Herrschaft» die so föderalistische Waadt heute als Anhängsel Frankreichs nach der zentralistischen Geige der Seine-Metropole tanzen und ihren «Dorin» als «Appellation controlée locale» in der Europäischen Gemeinschaft zu Markte tragen müßte ... Was uns am Bern-Band mißfällt, sind die allzu «glarigen» Bilder. Und zwar verleiht vorwiegend ein Postkartenverlag allen Kantonalbänden denselben Bildertypus: wolkenloser Himmel, grelle Farbkontraste, «schöne» bekannte, nur gelegentlich gekonnte Aufnahmen. Man hat wohl aus Preisgründen auf Vorhandenes gegriffen. Daß eine offenbar auf historische Aufnahmen spezialisierte Genfer Firma nicht nur schlechte Vorlagen, sondern auch falsche Legenden liefert, zeigt der Walliser Band (Avanti Nr. 21), wo Darstellungen aus dem Amtlichen Berner Schilling mit «Luzerner Chronik» überschrieben sind. Die aus derselben Bilderchronik stammende Darstellung der Erbauung Berns (Bern-Band, S. 37) ist farblich völlig mißraten.

Wer somit einen lebendigen Grosjean-Text über das Bernbiet wünscht, der sammle Avanti-Punkte; wer Bildli will, gehe statt dessen zum Bahnhofkiosk. ham

Orts- und Regionalgeschichte

Einen eigenen Charakter hat das Heimatbuch Nr. 121 über das *Diemtigtal.*[5]. Als verantwortlicher Redaktor zeichnet Hans Trachsel. Schon in der Einleitung wird uns aber gesagt, daß das Buch nicht das Werk eines Einzelnen, sondern eine Gemeinschaftsarbeit ist. Alle, die mithalfen, den hübschen Band zu gestalten, sind aufgeführt.

Das Diemtigtal ist ein Seitental des untern Simmentales, ein Bergtal also. Im ersten Kapitel wird dieses Bergtal kurz vorgestellt, in weitern Abschnitten die acht Bäuerten Oey, Bächlen, Horben, Riedern, Entschwil, Zwischenflüh, Schwenden und Diemtigen. Diese Bäuerten entlasten die Gemeinde von verschiedenen Aufgaben. Sie regeln zum Beispiel ihre Wasser-, Weg-, Wald-, Allmend- und Schulangelegenheiten selber. «Auch hier haben sich uralte Strukturen zum Teil unverfälscht erhalten», heißt es am Schlusse dieses Abschnittes.

Das Diemtigtal ist eines der Täler, in dem die Bewohner, wie in allen Bergtälern, um ihre Existenz kämpfen müssen. Trotz vieler Konzessionen, die man der modernen Zeit machen mußte, ist es aber den Diemtigtalern gelungen, viel Altes und Kostbares zu erhalten; sicher nicht zuletzt deshalb, weil das Diemtigtal nicht direkt an der Eisenbahn und der großen Straße liegt.

In weitern Abschnitten des Heimatbuches wird uns von der Kirche in Diemtigen, von der Geschichte des Tales, von seiner Mundart, von Künstlern, Handwerkern, politischen Persönlichkeiten und vom Fremdenverkehr erzählt. Von den besondern Diemtigtalern, die im Buche erwähnt sind, möchten wir neben dem bekannten Scherenschnittkünstler David Regez nur noch den früh verstorbenen, leider etwas in Vergessenheit geratenen Dichter Hans Schütz nennen. Aus seiner Lyrik zitiert das Heimatbuch unter anderem die eindrückliche Strophe:

Um die Gnade laß mich flehen,
daß ich wandellos,
Kleines klein vermag zu sehen
und das Große groß.

Noch etwas zu den allgemein ansprechenden Bildern von Peter Friedli, Bern, und Hans Hunziker, Spiez. Sie sind gruppenweise im Text verteilt. Ob thematisch immer am richtigen Ort, ist fraglich. Auf den doppelten Bildseiten hätte man die Legenden gerne auf der entsprechenden Seite gesehen, wie es bei der Kapelle von Schwenden gemacht wurde. Es hätte dem Leser die Orientierung erleichtert und wäre gestalterisch überall lösbar gewesen.

[5] Hans Trachsel [und andere], *Diemtigtal.* Berner Heimatbücher, Band 121, Verlag Haupt, Bern 1979.

Nur am Rande: Ob in einem Heimatbuch politische Prominenz abgebildet sein muß, ist eine Frage, die man verneinen oder bejahen kann. Es ist doch zu hoffen, daß der schöne Band für längere Zeit Gültigkeit behalten kann, trotz der schlechten Klebebindung. Sicher wird er seinen Zweck erfüllen: Manche, die bis jetzt vom Diemtigtal kaum etwas wußten, wird es gelüsten, die Schönheiten dieses Bergtales zu entdecken. emr

Rudolf Rubis Berner Heimatbuch *Der Eiger* ist vor zwanzig Jahren zum erstenmal erschienen. Die Neuauflage bringt den alten Text wieder, ergänzt um eine Chronik alpinistischer Leistungen und spektakulärer Fälle der Bergung Verunglückter seit 1959[5a]. Damals schloß der Autor sein Werk mit der Mahnung: «Der Eiger zählt heute wegen der Vorgänge an seiner Nordwand zu den bekanntesten und gefürchtetsten Weltbergen. Die Nordwand mußte einmal durchstiegen werden. (...) Bei jedem Versuch, die Nordwand zu durchsteigen, wird in weit höherem Maße als bei jeder andern noch so schweren Tour das Leben aufs Spiel gesetzt; denn man kann den objektiven Gefahren der Eigerwand auch mit der besten Voraussicht keine Maßnahmen entgegensetzen, die sie auf ein erträgliches und verantwortbares Maß verringern würden. Es wäre darum an der Zeit, auf weitere Wiederholungen dieser Fahrt zu verzichten. Die Eigernordwand hätte genug Opfer gefordert.» Angesichts der besseren Möglichkeiten zur Hilfeleistung gibt er sich heute gelassener: «Die Statistik zeigt, daß bis zum Jahre 1960 auf je drei erfolgreiche Nordwandgänger einer tödlich verunglückte. Seither hat sich dieses Verhältnis um sehr viel verbessert. (...) An diesem faszinierenden Berg werden zweifellos weiterhin leichtsinnige Wagnisse, hervorragende alpinistische Leistungen, aber auch bewundernswürdige Einsätze der Rettungsleute zu verzeichnen sien.» – Auch der Bildteil ist stark erneuert worden, zeigt aber den Eiger immer noch fast nur als Kletterberg, so daß Rubis Buch sicher in erster Linie den Bergsteiger anspricht. bj

Im Sommer 1962 hat der Historische Verein seine Jahresversammlung in Meiringen abgehalten, nicht zuletzt in der Absicht, das seit Jahren stockende Unternehmen des «Haslibuches» wieder etwas in Gang zu bringen. Es mag den damaligen Vereinspräsidenten und heutigen Staatsarchivar Fritz Häusler mit Genugtuung erfüllen, 1979 nun doch noch dem stattlichen Band *«Geschichte der Landschaft Hasli»*[6] das Geleitwort auf den weiteren Weg geben zu dürfen.

Man darf wohl sagen: Auf den weiteren Weg; denn schon weit ist er gewesen seit jenem Beschluß der Oberhasli-Sektion des Lehrervereins, die 1926 die Herausgabe eines Landbuches beschloß. In der Zwischenzeit haben fast alle Oberländer Talschaften ihre Heimatbücher bekommen.

Mit Lehrerschaft und Staatsarchiv ist die Geschichte des Bandes eng verbunden; denn zwei in den Archivdienst übergetretene Lehrer waren es, die den Hauptteil des Bandes verfaßten: Staatsarchivar Gottlieb Kurz (†1952) stellt auf über 400 Seiten die Zeit vor 1803 dar, während Archivadjunkt Christian Lerch (†1977) die Talgeschichte im 19. Jahrhundert bis zum grossen Entsumpfungswerk beträgt.

Über Jahre ist das Werk als «Halbfabrikat» auf Druckfahnen einigen wenigen zugänglich geblieben. Dank dem großen Einsatz eines dritten Vertreters aus dem Lehrerstand, Sekundarlehrer Andreas Würgler in Meiringen, konnte mehr als ein halbes Jahrhundert nach dem ersten Beschluß das Werk, sachgemäß und sinnvoll illustriert, ergänzt durch einen inhaltsschweren Anhang und erschlossen durch ein Register, die Druckpresse verlassen.

Was der Band für eine Fülle an historischem Stoff, an Details aus der vielhundertjährigen Vergangenheit in allen Lebensbereichen erthält, ist in einer Besprechung gar nicht vorzustellen. Dem ursprünglichen Konzept gemäß, wurde zwar – leider – auf Quellenangaben verzichtet. Doch bieten Kurz und Lerch größte Gewähr für Quellentreue und geben ihrer Darstellung stets jene

[5a] Rudolf Rubi, *Der Eiger*. Berner Heimatbücher, Band 74. Zweite, überarbeitete und ergänzte Auflage, Verlag Paul Haupt, Bern 1979.

[6] Gottlieb Kurz und Christian Lerch, *Geschichte der Landschaft Hasli*. Bearbeitet von Andreas Würgler. Verlag Brügger AG, Meiringen 1979.

Form, die es dem Kenner ermöglicht, ohne übermäßigen Aufwand das Quellengut im Landschafts- oder Staatsarchiv aufzustöbern.

Wohl ist der Band klar in Hauptkapitel gegliedert. Die Verflechtung aller Lebensbereiche bringt es aber mit sich, daß historische Ereignisse in ganz verschiedenen Zusammenhängen dargestellt werden können: Im Grenzkapitel kann man den Paßverkehr, Wirtschaftsfragen, aber auch Streitigkeiten und Kriegsgeschehen unterbringen. Auflehnungen gegen die Obrigkeit sind im kirchlichen Kapitel möglich (Reformation), aber auch im Verhältnis zum Staat. Der Herausgeber hat durch die Einsetzung von zahlreichen Untertiteln – die einzelnen Abschnitte überschreiten jeweils kaum zwei Druckseiten – dem Band eine klare Gliederung gegeben. Zwar ist dadurch eine fast 20seitige Inhaltsübersicht entstanden. Sie ersetzt aber ein Sachregister, so daß sich die weitere Erschließung auf ein kombiniertes Personen- und Ortsregister beschränken kann – eine glückliche Lösung.

War es überhaupt zu verantworten, ein Werk, dessen erste Kapitel vor dem Ersten Weltkrieg niedergeschrieben worden sind, noch zu veröffentlichen? Ist nicht manches überholt? Hat sich die Geschichtsauffassung nicht geändert? Wurden nicht andere Akzente gesetzt? – Wir möchten die Publikation des nur zurückhaltend bearbeiteten Textes vorbehaltlos bejahen. Wohl legt man heute viel mehr Gewicht auf das Wirtschaftliche, das Sozialgeschichtliche, auf die Erforschung der Unterschichten, des Alltäglichen und des Geistig-Kulturellen. Gottlieb Kurz stand nach damaliger Übung das Institutionelle – also Recht, Staat, Kirche, Politik – im Vordergrund. Wer sich aber in den Text vertieft, der wird bald erkennen, wie viel Material darin aus dem wirtschaftlich-sozialen Bereich verarbeitet ist. Zudem bietet der Anhang viel Zusatzmaterial. Es ist lediglich zu bedauern, daß Hans Wandfluh die (nach einer ersten Auswahl durch Fritz Ringgenberg) noch vorhandenen weitern Siegel der Landammänner zeichnerisch nicht auch noch festhalten konnte und daß die bestehende chronologische Liste der Talvorsteher nicht abgedruckt worden ist.

Mit dem «Haslibuch» sind die Grundlagen für weitere Studien in teilweise nur vermeintlich fehlenden Gebieten gegeben. Von anderer Seite können noch Präzisierungen erwartet werden, so etwa, wenn dereinst der letzte Band der «Rechtsquellen» der Oberländer Täler – es ist derjenige über das alte Reichsland Hasli – vorliegt. Das dürften gewisse neuere Anschauungen der Rechtshistoriker sein, vor allem in bezug auf spätmittelalterliche Verhältnisse. Das ändert aber nichts am Umstand, daß Gottlieb Kurz wie Christian Lerch ohne heute vorhandene wichtige Grundlagenwerke direkt auf dem Quellenmaterial arbeiteten. Ihnen fehlte eine Ortsnamensammlung, ein Karten- und Plankatalog, Ergebnisse der Hausforschung, Rechtsquellenbände der Nachbargebiete (z. B. Interlaken); auch war ihnen höchstens zum Schluß ein Rahmen gegeben mit Richard Fellers Kantonsgeschichte. Und gerade in diesem Zusammenhang vermissen wir den klaren Hinweis auf die Bedeutung des Haslitales im Berner Bund von 1353: Die Verbindung zur Innerschweiz, zugleich aber der Garant gegen deren Übergreifen ins Aaregebiet; das bringt der «Staatsbär» von 1700 auf Seite 273 richtig zum Ausdruck: Das Haslital als Vorderpranke des Bärenstaates.

Der Band ist in erster Linie Geschichtswerk, wie es der Titel sagt. Andere Talbücher ziehen den Kreis weiter zum «Heimatbuch», das die Naturlandschaft, Tier- und Pflanzenwelt, Sage und Brauchtum, Geologie und Tourismus einbezieht. Hier steht nun den kommenden Geschlechtern noch ein Tätigkeitsfeld offen: Ausgehend von der noch zu schreibenden Geschichte unseres Jahrhunderts, angefangen beim großen Meiringer Dorfbrand von 1891, lassen sich der Einzug des Fremdenverkehrs, die Großnutzung der Wasserkräfte, die soziale und wirtschaftliche Umstrukturierung in einem spätern zweiten Band darstellen. An ihm werden neben dem Historiker und Kulturgeographen auch der Naturforscher, der Volkskundler und Sprachwissenschaftler, der Technologe und der Wirtschaftsfachmann mitarbeiten müssen. Bis dahin freuen wir uns aber über das im Bernertempo erschienene Werk: Gut Ding will Weile haben. ham

Im Jahre 1967 war unter der Ägide der Lehrerschaft des Amtes Burgdorf, in Verbindung mit der Gemeinde, das Werk «Heimiswil, Heimatbuch einer bernischen Landgemeinde» ,erschienen, das so guten Anklang fand, daß es bereits nach fünf Jahren vergriffen war. Pfarrer Walter Leuenberger in Heimiswil, der zu den Mitarbeitern des Buches gehört hatte und auch seither mit einigen geschichtlichen Arbeiten hervorgetreten ist, unternahm es, die Lücke auszufüllen. Zu sei-

nem 20-Jahr-Amtsjubiläum als Pfarrer bescherte er der Gemeinde den Band *«Heimiswil einst und jetzt»*[7].

Der Autor selbst umschreibt das Verhältnis seines Werkes zum Buche von 1967 mit den Worten: «Das Buch ‹Heimiswil einst und jetzt› kann natürlich das vergriffene Heimatbuch von Heimiswil nicht ersetzen, sondern nur ganz bescheiden ergänzen: Wer lieber Bilder anschaut, als gelehrte Abhandlungen zu lesen, wird bei den fast 300 Abbildungen hoffentlich auf seine Rechnung kommen.» Dies dürfte zweifellos der Fall sein. Die reiche Bebilderung wird dank unserer raschlebigen Zeit, die immer noch erhaltenswerte Bauten leichthin den Bedürfnissen des Verkehrs und eines oft fragwürdigen Fortschritts opfert, in wenigen Jahren erhöhten dokumentarischen Wert erhalten.

In den acht Kapiteln, die die Themen Geschichte – Gemeinde – Gebäude – Ortsnamen – Kirche – Menschen – Tourismus – Burgerwappen behandeln, wird dem Leser eine reiche Fülle vielfältiger Information geboten. Etwas störend empfindet man dabei den partienweise zerhackt wirkenden Text, der durch die vielen Hervorhebungen in Fettdruck erst recht ein unruhiges Gepräge erhält. Kursivdruck hätte hier den Dienst in diskreterer Weise getan.

Mancher Nicht-Heimiswiler, der zu dem Bande greift, wird sich durch die Bilder und durch die Hinweise auf Sehenswürdigkeiten und lohnende Wanderziele gerne für einen Sonntagsausflug in die schöne Gegend gewinnen lassen. H. Sp.

Das *Heimatbuch* über *Sigriswil,* das Adolf Schaer-Ris 1955 verfaßt hatte, ist 1979 in zweiter, erweiterter Auflage erschienen[8]. In unseres Erachtens allzu ängstlicher Pietät hat man den vor einem Vierteljahrhundert redigierten Text des verdienten Ortshistorikers fast unverändert nachgedruckt. Damit hat man es in Kauf genommen, daß einige überholte und durch Forschung als unzutreffend erwiesene Angaben in diese zweite Auflage Eingang fanden. In den großen Zügen liest man die Einführung Schaers in Geschichte und Eigenart dieser großen Gemeinde mit ihren 11 Ortschaften immer noch mit Gewinn. Andrea Bomio zeichnet in einem Nachwort kurz die Entwicklung in den letzten zweieinhalb Jahrzehnten, und er weiß dabei neben mehreren positiven Leistungen auch von etlichem Unerfreulichem zu berichten, das Architektur und Straßenbau der Gemeinde in der Zeit der Hochkonjunktur bescherten. Der Bildteil des Buches ist ergänzt und um vier Farbtafeln bereichert worden, unter denen besonders die Reproduktion von Rudolf Tschans Gemälde «Der Kirchgang» aus dem Jahre 1895, das 1974 für die Gemeinde Sigriswil erworben werden konnte, den Beschauer anspricht. H. Sp.

Pfarrer Thomas Lindt hat im Herbst 1979 aus Anlaß des 300-Jahr-Jubiläums der heutigen *Kirche* von *Sigriswil* in einer knappen Broschüre von 12 Seiten die wichtigsten Daten über dieses Gotteshaus zusammengestellt[9]. Mit gutem Grund wendet er sich gegen die durch Pfarrer Karl Howald in die Literatur über Sigriswil eingeführte Angabe über einen Kirchenbrand im Jahre 1671. Es ist genug an dem aktenmäßig sicher bezeugten Pfarrhausbrand in diesem Jahr; die Kirche wurde dabei nicht in Mitleidenschaft gezogen. Das handliche Heftchen ist eine nützliche Ergänzung zum Heimatbuche. H. Sp.

Unterseen, die oberste Stadt an der Aare, hat im Sommer 1979 ihre 700-Jahr-Feier begangen. Das «Stedtli» hat nicht nur durch die Jubiläumsveranstaltungen bewiesen, wieviel ein kleines Gemeinwesen mit tätigem Einsatz seiner Bürger und Einwohner zu leisten vermag, es hat sich auch anderweitig profiliert, denn es hat einen Gemeindepräsidenten und einen Pfarrer aufzuweisen, die neben ihren Amtspflichten auch noch mit Geschick den Griffel des Chronisten zu führen wissen. So ist eine recht respektable Festgabe von dauerndem Wert entstanden.

[7] Walter Leuenberger, *Heimiswil einst und jetzt.* Pfarramt Heimiswil 1978. Preis Fr. 50.–.

[8] Adolf Schaer-Ris, *Sigriswil.* Berner Heimatbücher, Band 63. Zweite, veränderte und erweiterte Auflage, Verlag Paul Haupt, Bern 1979.

[9] Thomas Lindt, *Kirche Sigriswil.* Herausgegeben von der Kirchgemeinde Sigriswil. Zu beziehen beim Pfarramt Sigriswil. Preis Fr. 2.–.

Ernst Schläppi zeichnet in vier klar gegliederten Kapiteln das Bild der Profangeschichte Unterseens von den Anfängen bis zur Reformation[10]. Er kann dabei weit vor die Urkunde König Rudolfs von Habsburg vom 13. Juli 1279, die den Anlaß zum Jubiläum bildete, zurückgehen und mit einem Steinbeil und römischen Funden einsetzen. Ziemlich breiten Raum nehmen in der Stadtgeschichte naturgemäß die Streitigkeiten mit dem Kloster Interlaken ein, die mit dem engen Nebeneinander der geistlichen und der weltlichen Gemeinschaft naturgegeben waren und ihre Entsprechungen auch anderswo, so etwa im Verhältnis der Stadt St. Gallen zum dortigen Kloster, hatten. Besonderen Dank werden die Familien- und die Namenforscher Ernst Schläppi dafür wissen, daß er in einem Anhang Verzeichnisse der ersten Burger von Unterseen und von Orts- und Flurnamen in den Urkunden des 13. und 14. Jahrhunderts bringt. Das Literatur- und Quellenverzeichnis am Schlusse rundet den mit sparsamer, aber gut ausgewählter Bebilderung ausgestatteten Band ab.

Pfarrer *Jan C. Remijn* geht in seiner *Kirchengeschichte von Unterseen*[11] ebenfalls weit hinter die Stadtgründung zurück, wie sein Eingangskapitel «Von keltischen zum katholischen Altar» deutlich dartut. Nachher nähert er sich allerdings sehr rasch der großen Auseinandersetzung der Reformation. Er vermag dabei auch etwa ein Quellenstück zutage zu fördern, das bisher kaum Beachtung gefunden hatte, so das kleine Jahrzeitenbuch der Kirche Unterseen, das uns durch eine Abschrift von Niklaus Friedrich von Mülinen auf der Burgerbibliothek Bern überliefert ist, oder den Infulzettel des Heini Walen von Unterseen, der 1524 angeprangert wurde, weil er gegen die katholische Eucharistielehre geredet hatte. Dieses Dokument befindet sich zwar in den «Unnützen Papieren» im Staatsarchiv Bern, hatte aber Rudolf Steck und Gustav Tobler bei der Materialsammlung für ihre «Aktensammlung zur Geschichte der Berner Reformation» entgehen müssen, weil es nicht einzeln registriert war, sondern sich in den Inventaren unter dem Sammeltitel «Infulzettel» verbarg.

Mit seinen Kurzbiographien der einzelnen Pfarrer hat Remijn einen nützlichen Beitrag zu einer künftigen Neuauflage des «Lohner» geleistet. Man kann sich lediglich fragen, ob man diese Biographien nicht besser gesamthaft an den Schluß des Bandes gestellt hätte, als daß man sie in fünf verschiedenen Kapiteln aufsuchen muß. Auch die Plazierung der Anmerkungen am Schlusse eines jeden Kapitels statt am Schlusse des Bandes ist in ihrer Zweckmäßigkeit diskutabel. Schließlich läßt sich noch zu den Arbeiten Schläppis und Remijns sagen, daß der Einbau größerer Quellenstücke im Originalwortlaut in eine eher populär gedachte Darstellung stets eine Ermessensfrage ist.

Das umfangreiche Verzeichnis von Quellen und Literatur zeigt eindrücklich, mit welch unverdrossenem Fleisse der gebürtige Niederländer J. C. Remijn sich im Verlaufe von zehn Jahren mit der Geschichte seines neuen Wirkenskreises in einer Art und Weise vertraut gemacht hat, daß er manchen bernischen und schweizerischen Lokalhistoriker beschämen könnte.

Zur Erhellung der Ortsgeschichte begnügt man sich heute meist nicht mehr mit den Nachrichten aus alten Pergamenten, die in der Regel etwa im 13. Jahrhundert einsetzen. Die verfeinerten Methoden der Archäologie erbringen oft Aufschlüsse über Bauten und Siedlungen, die weit hinter die schriftlichen Zeugnisse zurückgehen. Diesen Weg hat man für den Band *«Über die bauliche Entwicklung Unterseens»* eingeschlagen[12]. *Barbara Björk,* die den Löwenanteil zu dem Bande beigesteuert hat, umreißt zuerst die geographisch-geologischen Voraussetzungen, orientiert dann über römische Spuren auf dem Stadtgebiet und hernach in aller Knappheit über das mittelalterliche Städtewesen. Darauf gelangt sie zu den schriftlichen Zeugnissen, von denen sie die wichtigsten im vollen Wortlaut, die weniger bedeutenden in Regesten wiedergibt. Dann berichtet sie über die

[10] Ernst Schläppi, *Ein Beitrag zur Geschichte Unterseens von den Anfängen bis zur Reformation*. Herausgegeben von der Einwohnergemeinde Unterseen. Schlaefli AG, Interlaken 1979.

[11] Jan C. Remijn, *Kirchengeschichte von Unterseen*. Herausgegeben von der Kirchgemeinde Unterseen. Schlaefli AG, Interlaken 1979.

[12] Barbara Björk / Paul Hofer, *Über die bauliche Entwicklung Unterseens*. Mit Beiträgen von Walter Fietz, Ernst Schär / Fritz H. Schweingruber und Niklaus Wyss. Herausgegeben von der Einwohnergemeinde Unterseen. Schlaefli AG, Interlaken 1979.

wichtigen Erkenntnisse, die durch Grabungen aus dem «Archiv des Erdbodens» gewonnen werden konnten. Hernach erläutert sie die Rekonstruktionsversuche, die in lose beigelegten Plänen vorgelegt werden, und äußert sich schließlich noch eingehend zum Stadtbild nach dem Wiederaufbau von 1470.

Zwischen die Ausführungen von Barbara Björk sind an den entsprechenden Stellen Erörterungen von Niklaus Wyss über römische Limitation, von Ernst Schär und Fritz H. Schweingruber über die Datierung von Holzbalken aus Dachkonstruktionen, und von Walter Fietz über die Methodik der Untersuchung historischer Fugenmörtel und Verputze eingeschoben.

Paul Hofer fasziniert in seinem Beitrag «Die Stadtanlage von Unterseen im Rahmen des hochmittelalterlichen Städtebaus» einmal mehr durch die großen Zusammenhänge, in die er Gründung und Grundriß der Stadt hineinstellt, wobei er sogar Vergleichsbeispiele aus Österreich und der Tschechoslowakei heranzieht. Von hohem Interesse sind auch seine Ausführungen über die *«Dômes»-Häuser,* zum Teil mit *Torisgängen,* mit denen Unterseen bis tief ins 19., mit Restbeständen sogar bis ins frühe 20. Jahrhundert im bernischen Gebiete eine Besonderheit besaß, die man damals ohne Bedenken dem Fortschritt opferte, deren Verschwinden wir aber heute höchlich bedauern.

Dem Bande, der dank der prägnanten Kürze, deren sich alle Mitarbeiter beflissen haben, mit einem bescheidenen Umfang auskommt, sind ein instruktiver Bilderteil und die bereits erwähnten Pläne beigegeben. H. Sp.

Jakob Kurz, der von 1913 bis 1956 als Lehrer an der Schule *Urtenen* wirkte, hat die Jahre seines Ruhestandes dazu genutzt, die Geschichte seiner Wahlheimat zu erforschen und darzustellen. Heute, fünf Jahre nach seinem Tode, liegt die Frucht dieses Bemühens in einem ansprechenden Bande vor.[13].

Es muß freilich gleich gesagt werden, daß weder der Haupttitel noch der Untertitel den Inhalt des Buches ganz zutreffend umreißen. Kurz bietet dem Leser wesentlich mehr als eine Chronik der Rechtsamegemeinde Urtenen im Zeitraum 1750 bis 1850. Er geht bis auf die Urzeit zurück, auf die geologische Entstehung der Landschaft, und spricht anschließend über die Besiedlung des Landes durch die Rentierjäger auf dem Moosbühl und durch die Pfahlbauer, dann über Kelten, Römer und Alemannen. Auch die mittelalterlichen Rechts- und Herrschaftsverhältnisse werden noch kurz dargestellt, ehe der Autor zur Rechtsamegemeinde vorstößt. Angenehm berührt in dieser historischen Einleitung, wie auch nachher in den Kapiteln über die Rechtsamegemeinde, die knappe, klare Darstellung. Dabei ist freilich beim lobenswerten Streben nach Kürze und Allgemeinverständlichkeit hie und da einmal eine ungenaue oder unzutreffende Formulierung unterlaufen.

In den Abschnitten über die Rechtsamegemeinde erhält man eine Fülle von ortsgeschichtlich, volkskundlich und kulturhistorisch interessanten Informationen. Der Verfasser entwirft durchaus kein verklärtes Bild von der «guten alten Zeit». Eine Abschnittüberschrift wie «Armennot und Branntweinpest» führt da eine beredte Sprache. Kurz ist allerdings auch keineswegs überzeugt, daß «wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht», denn in seinem einleitenden Lebensabriss spricht er von der «Verunstaltung unserer früher schönen Landschaft durch die Überbauung und die Einschnitte der Verkehrslinien». Daß der Verfasser als ehemaliger Lehrer auch ein Kapitel über die Schule in das Buch eingebaut hat, versteht sich.

Dem Buche ist als Vorwort die Gedenkansprache von Regierungsrat Adolf Blaser anläßlich der Abdankungsfeier für Jakob Kurz vorangestellt. H. Sp.

[13] Jakob Kurz, *Die Rechtsamegemeinde Urtenen.* Eine Chronik der Jahre 1750–1850. Verlag Paul Haupt, Bern 1980.

Zum 500. Todestag von Adrian von Bubenberg ist – etwas post festum – im Verlag Paul Haupt, Bern, das Berner Heimatbuch Nr. 122 erschienen[14]. Es ist ein wertvolles, schriftliches Dokument zu diesem Bubenbergjahr. Verfaßt hat es Dr. Karl Wälchli vom Staatsarchiv Bern. Zusammen mit seinen Mitarbeitern plante er im Verlaufe des Jahres die Bubenberg-Ausstellung in Murten, er half mit am Bubenbergfest in Spiez und hielt zahlreiche Vorträge zum Thema «Ritter Adrian von Bubenberg». Das Heimatbuch ist darum auch zu einer wissenschaftlich fundierten Arbeit geworden, die aber trotzdem für den Laien gut lesbar und verständlich bleibt.

Es ist nicht möglich, Adrian von Bubenberg zu verstehen, der als Ritter, militärischer Führer, Staatsmann, Gesandter und Vermittler für Bern und die Eidgenossenschaft Großes geleistet hat, ohne ihn in größere geschichtliche Zusammenhänge zu stellen. Am Anfang des Heimatbuches steht denn auch ein Kapitel mit der Überschrift: «Die Stadt Bern». Ein weiteres trägt den Titel: «Die Familie Bubenberg». Ein besonders ausführliches ist Adrian von Bubenberg selber gewidmet. Ein anderes Kapitel heißt: «Der Heimat einen ganzen Mann». Am Schlusse des Textteils finden wir ein Nachwort und Hinweise zu den Photos.

Die streng und sehr gut ausgewählten Abbildungen finden auf 24 Seiten Platz und geben uns ein Bild vom Wesentlichen im Leben Ritter Adrians. Sie ergänzen den Textteil vorzüglich. Schwarz-weiss sind unter anderem die Stammsitze des Geschlechtes, die Umgebung der Bubenberg in Bern und Spiez, die Handschriften des Chronisten Elogius Kyburger und Adrians von Bubenberg. Vier farbige Abbildungen im Textteil ergänzen den Bildteil: drei aus der Schilling-Chronik und das Fragment des Bubenberg-Teppichs.

Zum Abschluß möchten wir kurz auf ein paar neue Erkenntnisse in der Bubenberg-Forschung hinweisen, die im Buche angeführt sind:

- Das Geburtsjahr des Ritters von Spiez wird um 10 Jahre später angesetzt als bisher, also 1434 statt 1424. Demnach hätte er Murten nicht als 50-, sondern als 40jähriger verteidigt.
- Der Name Adrian steht ziemlich sicher in Zusammenhang mit dem heiligen Adrian und der heiligen Natalia, den Patronen bei ehelicher Unfruchtbarkeit: Adrian war der einzige Stammhalter des alten Berner Edelgeschlechtes.
- Nachgewiesen wird auch, daß Adrian von Bubenberg nie aus der Gesellschaft zum Distelzwang ausgestoßen wurde.

Wichtig ist auch der Aspekt, daß der Glaube im Leben von Ritter Adrian eine große Rolle spielte. Vielleicht ändern zukünftige Geschichtsschreiber dieses Bild wieder. Uns aber scheint eine Briefstelle des Größten aus dem Geschlecht der Bubenberg wesentlich und vielleicht auch für unsere Zeit bedeutend: «... und sind in úwern geschåfften gegen úwern nåchsten nit zů hert und nemen mittelweg an die hand ... Und darumb, gnådigen herren, sind in allen sachen erbarmherzig, so git úch gott ein gůt sålig end ...»

Dadurch stellt sich Adrian von Bubenberg neben seinen großen Zeitgenossen Niklaus von Flüe. emr

In den letzten Jahren ist vermehrtes Interesse amerikanischer Bürger für ihre europäischen Ahnen festzustellen – unsere Zivilstandsämter und Archive können davon ein Liedlein singen. Nun beginnt jede Antwort an einen amerikanischen Fragesteller, erfolge sie mündlich oder schriftlich, mit einer umständlichen Information über einige Dinge, die ein Amerikaner nicht weiß, meist auch gar nicht wissen kann. Viele Amtsstellen unterziehen sich dieser didaktischen Anstrengung aber nicht, sondern schicken den Frager von Pontius zu Pilatus, bis irgendein geduldiger und sprachkundiger Mensch endlich gewillt ist, zum Beispiel das Prinzip des Heimatortes zu erläutern ... Hier bietet sich nun den Fragestellern wie den Auskunftgebern eine höchst willkommene Hilfe an: Paul Anthon Nielson, ein seit vielen Jahren in der Schweiz lebender amerikani-

[14] Karl F. Wälchli. *Adrian von Bubenberg*. Berner Heimatbuch Nr. 122, gebunden, 44 S. Text, 39 Abbildungen, Verlag Paul Haupt, Bern 1979.

scher Genealoge, hat einen *Leitfaden für genealogische Forschungen in der Schweiz verfaßt.*[15]. Der Verfasser betont im Vorwort, daß es sich um eine Einführung handle, daß also die Probleme nicht in ihrer Fülle und in aller Breite behandelt werden konnten. Die Überschriften der Hauptkapitel zeigen deutlich die Absicht, das Wesentliche für den praktischen Gebrauch von Laien darzubieten: Place of Origin, The Key to Swiss Genealogical Research; American Homework; Swiss Tools; Practical Helps. – Der Text ist entsprechend klar und einfach gehalten; eine Anzahl Beispiele aus der Praxis dienen dem besseren Verständnis. Einige Faksimiles aus schweizerischen Quellen sind gewissermaßen als Illustrationen beigegeben. – Schweizer Leser sind besonders dankbar für die «Table of Terms» (S. 71), wo die wichtigsten Begriffe gleich in vier Sprachen wiedergegeben sind. Also gar kein Haar in der Suppe? Doch: auf dem Titel sollte bei künftigen Auflagen das schweizerische Staatswappen weggelassen oder aber heraldisch korrekt gestaltet werden. HS.

Kunst und Kunstgewerbe

Das *Berner Münster,* der bedeutendste Kirchenbau der schweizerischen Spätgotik, zieht Jahr für Jahr eine große Zahl von Besuchern an. So war es gegeben, den von Hans Rudolf Hahnloser 1960 geschaffenen kleinen Führer durch dieses Gotteshaus, der seit einiger Zeit vergriffen war, neu zu fassen und herauszugeben. Die dankbare Aufgabe wurde Max Grütter übertragen, der sich durch mehrere einschlägige Arbeiten als guter Kenner der Materie ausgewiesen hat. Seit einigen Wochen liegt der neue Führer vor[16], in etwas kleinerem Format (was die Handlichkeit erhöht), aber verdoppelter Seitenzahl und reicherer Illustration.

Grütter skizziert zunächst kurz die Baugeschichte des Münsters und würdigt dann in einem eigenen Abschnitt die Leistung des 1420 vom Berner Rat berufenen ersten Werkmeisters Mathäus Ensinger aus Ulm. Hernach geleitet er den Leser auf einen instruktiven Rundgang durch den Bau. Daß dabei die Chorfenster und das Adlerpult, denen Grütter eigene Arbeiten gewidmet hat, nicht zu kurz kommen, versteht sich von selbst. Als kleine kritische Bemerkung sei notiert, daß für die Grabplatte des 1485 verstorbenen ersten Berner Stiftsdekans Burkard Stör mit Vorteil die einschlägigen Ausführungen von Heinrich Türler in «Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde», Jg. 1 (1905), S. 214–216, konsultiert worden wären. Für die Literaturhinweise auf S. 23 ist man dem Autor dankbar; obwohl er dabei erst mit dem Jahre 1960 einsetzt, kommt er auf 10 Titel, was am besten für das große Interesse und die intensive Forschung zeugt, die dem Wahrzeichen Berns in den letzten 20 Jahren zuteil geworden sind. H.Sp.

Rechtzeitig auf die große Manuel-Ausstellung des Kunstmuseums Bern vom Herbst 1979 und auf das Manuel-Jubiläum vom Frühling 1980 ist das 1953 erstmals erschienene Berner Heimatbuch von Paul Zinsli über Manuels *Totentanz* in zweiter, erweiterter Auflage wieder herausgekommen.[17]. Der Autor hat sorgfältig beachtet, was im letzten Vierteljahrhundert an Manuel- und Totentanzliteratur erschienen ist, und führt es in seiner Bibliographie nach. Für ihn waren besonders die einschlägigen Ausführungen von Luc Mojon im fünften Stadtberner Kunstdenkmälerband und ein Aufsatz von Heinz Matile im Jahrbuch des Bernischen Historischen Museums 1971/72 wichtig, und er hat diesen Veröffentlichungen in der Neuauflage Rechnung getragen. An seinen Darlegungen und Thesen von 1953 brauchte er keine Abstriche vorzunehmen, dagegen hat der Anmerkungsapparat nun den doppelten Umfang von damals. Angenehm empfindet man

[15] Paul Anthon Nielson, *Swiss Genealogical Research. An Introductory Guide.* Donning Company/Publishers, 5041 Admiral Wright Road, Virginia Beach, Virginia 23462 USA.

[16] Max Grütter, *Berner Münster.* In der Reihe «Schweizerische Kunstführer», herausgegeben von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, Basel 1979.

[17] Paul Zinsli: *Der Berner Totentanz des Niklaus Manuel (etwa 1484 bis 1530) in den Nachbildungen von Albrecht Kauw (1649).* 2., durchgesehene und erweiterte Auflage, Verlag Paul Haupt, Bern 1979 (Berner Heimatbücher Nr. 54/55, gebunden).

die neue Anordnung der Abbildungen. Die 24 Bilder des Totentanzes sind in einem besonderen Bildteil in der Reihenfolge wiedergegeben, wie sie einst an die Kirchhofmauer des Predigerklosters in Bern gemalt waren. Jedem Bild sind auf der gegenüberstehenden linken Seite des Buches die zugehörigen Verse in der kalligraphischen Fassung des 18. Jahrhunderts und mit der Transkription der ältesten Textüberlieferung von 1575 beigesellt.

Ein Kunstwerk, das uns nur in Kopien überliefert ist, läßt Spekulationen und Hypothesen über sein ursprüngliches Aussehen weiten Raum. Paul Zinsli legt bei umsichtiger Würdigung aller Einwände und Schwierigkeiten einleuchtend dar, wieviel echt Manuelsche Substanz uns in der Kopieüberlieferung von Bild und Text erhalten geblieben ist. H.Sp.

Wer sich eingehender mit Niklaus Manuels Totentanz beschäftigt, wird dabei auch auf den Namen *Urban Wyss* stoßen. Diesem Schulmeister und Schreibkünstler in Bern wurde 1553 bei der ersten Renovation des Totentanzes die Aufgabe übertragen, die Verse zu den Bildern aufzufrischen. Im nämlichen Jahre hat er zwei Schreibbücher verfaßt und in Holz geschnitten. Das erste, eine eigentliche Schreibschule mit eingehenden Anweisungen zum rechten Umgang mit dem Gänsekiel, ist von Adolf Fluri im «Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern», Band 16 (1902), S. 543–547, ausführlich gewürdigt worden. Vom zweiten Werk, von dem auf dem Staatsarchiv und auf der Stadt- und Universitätsbibliothek Bern nur Fragmente vorhanden waren, kannte Fluri nicht einmal den Titel, und er konnte daher am genannten Orte nur einige vage Angaben darüber machen. Glücklicherweise hat sich auf der Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt in Halle an der Saale ein vollständiges Exemplar dieses Buches gefunden, und neuestens ist es durch eine Faksimileausgabe weitern Kreisen zugänglich gemacht worden[18].

Nach einer Vorrede an den Leser orientiert Wyss zunächst über Rechte und Pflichten eines geschworenen Notars oder Schreibers. Es folgt darauf der «undericht, wie man ein jede missiv und Sendbrieff oder Epistel stellen soll nach retorischer ard», ein Briefsteller mit eingehender Instruktion über die fünf Teile, die damals zu einem Schreiben gehörten: Salutatio (Gruß mit Titel und Anreden), Exordium (Einleitung), Narratio (Darstellung), Petitio (Bitte), Conclusio (Schluß), wobei die Theorie mit Beispielen erläutert wird.

Dann folgt der Hauptteil, der dem Buch seinen Namen gegeben hat, «wie man einem jeden seinen Titel geben und stellen soll». Hier werden zuerst die Titel der geistlichen Würdenträger vom Papst, Kardinal, Bischof, Abt usw. bis zum Prädikanten, dann die der weltlichen Potentaten und Beamten vom Kaiser an abwärts bis zum Stadtschreiber aufgeführt. Es folgen dann die Titel und Anreden der eidgenössischen Orte und ihrer Zugewandten.

Der Briefsteller aus der Mitte des 16. Jahrhunderts ist kulturgeschichtlich ungemein reizvoll und aufschlußreich. Ein Universitätsstudent von heute wäre wohl verblüfft, vielleicht auch belustigt, wenn man sich der Titulatur bedienen wollte, die uns Urban Wyss vorschlägt: «An den ersamen, wollgeflißnen und züchtigen Jüngling Bernhart Meyer, Studenten zů Basel». H.Sp.

Volkskunde

Als siebenter Band der von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde herausgegebenen Reihe «Bauernhäuser der Schweiz» ist 1979 «Die Bauernhäuser des Kantons Freiburg», Band 1, von Jean-Pierre Anderegg erschienen[19]. Um es gleich vorwegzunehmen: Dieses Werk ist nicht nur eine reiche Fundgrube volks- und heimatkundlichen Materials, sondern auch ein ergiebiges Nachschlagewerk. So enthält das Buch neben einer ganzen Reihe Dokumente zur Geschichte des

[18] Urban Wyss, *Cantzleych Tittelbuch inn Reden und Schreyben nach Retorischer Art, anno 1553*. Faksimile-Ausgabe, Edition SV International, Schweizer Verlagshaus AG, Zürich 1979, Preis Fr. 48.–.

[19] Jean-Pierre Anderegg, *Die Bauernhäuser des Kantons Freiburg*, Band I. Verlag G. Krebs, Basel 1979.

Bauhandwerks auch ein gemeindeweises Inventar der wichtigsten schützenswerten Bauernhäuser, eine reiche Inschriftensammlung und einen Katalog der Bauhandwerker.

Der vorliegende Band behandelt die Haus- und Siedlungslandschaft der drei Bezirke Saane, See und Sense. Damit kommen die Siedlungssituationen im Bereich der Sprachgrenze sowie die ländlichen Siedlungen in der ehemals Gemeinen Herrschaft Murten und entlang der Grenze zum Kanton Bern zur Darstellung. In diesem Zusammenhang ist der Wirkenskreis der Bauhandwerker von Interesse, wo sich die strikte Einhaltung des Territorialitätsprinzips zwischen Bern und Freiburg bestätigt hat. Die Gemeine Herrschaft Murten muß dabei allerdings als zu Bern gehörig betrachtet werden, das heißt Berner Handwerker arbeiten häufig im Murtenbiet und gelegentlich einer aus der Gemeinen Herrschaft auch im Kanton Bern. Hingegen arbeiten die Zimmerleute – gemäß dem vorliegenden Material – nie gleichzeitig im Murtenbiet und in Freiburg. Gleiches haben wir bei anderer Gelegenheit auch in der ehemaligen Gemeinen Herrschaft Schwarzenburg beobachten können.

Über das engere Tätigkeitsfeld der Bauhandwerker, welches sich in der Regel über mehrere Kirchspiele erstreckt, können keine neuen Erkenntnisse vorgelegt werden. Wie im Bernbiet, wo die Landzünfte nach Landgerichten und Landvogteien organisiert sind, ihr Zuständigkeitsbereich sich aber nicht mit dem Wirkenskreis der Handwerker deckt, scheint auch im Kanton Freiburg das Territorialitätsprinzip auf dieser Stufe – trotz Sprachgrenze – nicht mehr zu spielen. In der Klärung dieser Fragen steckt einer der Ansatzpunkte zum Verständnis der Ausbildung regionaler und bäuerlicher Baustile.

Anhand von 36 ausgewählten Haustypen gelang es Anderegg, einen recht guten Eindruck von der Hauslandschaft im Ostteil des Kantons Freiburg zu vermitteln. Zur Typologie wurden vor allem wirtschaftliche, soziale und am Rande auch formale Kriterien (Dachform!) herangezogen. Etwas unglücklich sind die Typenbezeichnungen. Nicht nur taucht ein «Berner Typ» – Fachwerkbau mit Frontgiebelbogen – auf, auch Bezeichnungen wie «Vollwalmdachhaus» sagen im Grunde noch nicht viel aus. So scheint zu diesem Typ im Freiburgischen eine seitliche Längsküche zu gehören. Im Bernbiet jedoch sind vergleichbare Typen in der Regel mit einer Querküche ausgestattet. Dem Autor ist zugute zu halten, daß er sich mit seinen Typenbezeichnungen vor allem an den Laien wendet, der das Haus intuitiv als Gesamterscheinung erfaßt. Abgesehen davon gibt es in der schweizerischen Bauernhausforschung bis heute noch keine Typenlehre, die der bäuerlichen Vielfalt unserer Hauslandschaften im geforderten Ausmaß gerecht wird.

Da eine umfassende Darstellung des ländlichen Bauens angestrebt wurde, kommen neben Haus- und Bauformen auch Einrichtung und Gestaltung der Bauernhäuser sowie die übergeordnete Siedlungsstruktur und die Hofanlage zur Sprache. Während nun die Kapitel über Einrichtung und Nutzung der Räume eher etwas knapp ausgefallen sind – der Autor beschränkt sich hier weitgehend auf die festen Einrichtungen Ofen und Herd –, wurde der Siedlungsstruktur viel Raum eingeräumt. Die vorwiegend deskriptive Siedlungstypologie bringt keine wesentlich neuen Gesichtspunkte in die Analyse von Bauernhaus und ländlicher Siedlung. Eine entwicklungsgeschichtliche Untersuchung von Dorf und Weiler wiederum hätte den Rahmen der vorliegenden Publikation gesprengt.

Der vorliegende Band vermag durch die Auswahl des Photomaterials und durch die Klarheit der Zeichnungen und Pläne zu überzeugen. Maßtabangaben könnten jedoch die Lesbarkeit von Karten und Lageskizzen noch erleichtern.

Die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde verfolgt mit ihrer Reihe «Bauernhäuser der Schweiz» das Ziel, die Vielfalt des ländlichen Bauens in der Schweiz in vergleichbarer Weise darzustellen. Wohl gleichen sich die einzelnen Bände in Aufmachung und Gestaltung, für die Bearbeitung des Materials verfügt der Autor jedoch über gewisse Freiheiten, was sich beim Werk Andereggs im Ganzen gesehen eindeutig als Vorteil erwiesen hat. So dürften Liebhaber und Forscher auch den zweiten Band der «Bauernhäuser im Kanton Freiburg» mit Spannung erwarten. R.T.

Bei der Besprechung der Neuauflage des Frutigbuches im Jahrgang 1977 dieser Zeitschrift wurde der umfangreiche Aufsatz Alfred von Känels über das Haus des Frutiglandes beifällig erwähnt. Heute liegt diese Arbeit, mit einer geographischen und geschichtlichen Einleitung bereichert, in

einem Sonderdruck vor[20]. Darüber werden sich all jene besonders freuen, die gerne vergleichende Bauernhausstudien betreiben und dabei nun nicht mehr zu dem umfangreichen Frutigbuche greifen müssen. Nachdem in der Publikationsreihe «Bauernhäuser der Schweiz» in kurzer Folge die Bände Luzern und Freiburg I erschienen sind, liegen Vergleiche mit diesen Nachbarkantonen ja nahe.

Nach der Einleitung macht uns der Autor mit dem «Frutigtyp» und seinen Besonderheiten zunächst in einem theoretischen Teil bekannt und unterbaut diese Ausführungen nachher mit 135 instruktiven kommentierten Abbildungen. Dabei präsentiert er uns die im Bilde vorgeführten Häuser «als Beispiele aus einer reichen Fülle gut erhaltener Bauten, deren Zahl die dargestellten um ein Vielfaches übersteigt». Für das Register und die Anmerkungen zur Hauskunde ist der Leser, dem die Fachwörter der Baumeister und Zimmerleute nicht vertraut sind, sehr dankbar. Bei der recht nützlichen Vogelschaukarte, die der Arbeit lose beigegeben ist, bedauert man lediglich das Versehen mit dem «Kapitular» (statt Kartular) von Lausanne.

Alfred von Känel macht uns mit dieser Arbeit geradezu begierig auf den von ihm angekündigten Band Berner Oberland in der oben erwähnten Reihe «Bauernhäuser der Schweiz». H.Sp.

Kultur- und Geistesgeschichte

Der Geschichtsfreund kennt einen Adrian von Bubenberg oder einen Niklaus von Diesbach vor allem als Politiker und als Heerführer. Die Frage nach ihrem Bildungsgang stellte er bisher eher selten. Nun aber geht Urs Zahnd in seiner umfangreichen Dissertation solchen Problemen für die Zeit von twa 1400 bis zur Reformation von 1528 nach und gibt gut belegte Auskünfte, soweit die spärlichen Quellen es erlauben[21]. So hat er die rund 250 Berner zusammengesucht, für die sich in der genannten Epoche nach Matrikeleinträgen oder anderen Erwähnungen ein Hochschulstudium nachweisen läßt. Soweit ihre Herkunft eindeutig ermittelt werden kann, stammten etwa zwei Drittel von ihnen aus der Stadt Bern und rund ein Drittel vom Lande, und zwar vor allem aus drei Bereichen: «Ein erstes, starkes Kontingent bildeten die Scholaren aus den bernischen Munizipalstädten Burgdorf und – vor allem – Thun, die rund die Hälfte aller Studenten aus der Landschaft stellten. Die zweite größere Gruppe stammte aus den Klöstern und Stiften (Interlaken, St.Johannsen, Frienisberg, Trub usw.), deren Pfründen den Geistlichen das Hochschulstudium ermöglichten. Das eigentliche offene Land mit den Kleinstädten und Dörfern war nur sehr schwach vertreten. Eine Ausnahme bildete hier allerdings die dritte grössere Gruppe mit den Oberländern aus dem Hasli-, Kander- und Simmental.»

Bei den gewählten Hochschulen stand zuerst Bologna im Vordergrund, später Heidelberg und dann nach der Universitätsgründung von 1460 das nahe Basel. Aber auch Paris wurde häufig besucht. Dagegen studierten in Prag, Löwen oder Padua wohl manche Eidgenossen, aber keine Berner. Die Obrigkeit unterstützte solches Bildungsbemühen, indem sie den Scholaren Freiplätze zu verschaffen suchte.

Neben der Universität boten aber auch andere Wege Aussicht auf eine spätere Laufbahn. Kaufmannssöhne durchliefen eine Lehre im Kontor und besuchten dann reihum ferne Handelsniederlassungen.

So gewannen sie eine Weltläufigkeit, die ihnen in der Politik oder bei diplomatischen Aufträgen ebenso zugute kam wie im Geschäft. Gesellenfahrt und Bildungsreise lassen sich hier nicht säuberlich auseinanderhalten. Ähnliches gilt für den Pagen- und Knappendienst adliger junger Berner an fremden Fürstenhöfen.

Schließlich trägt Zahnd zusammen, welche Kenntnisse (z.B. an Sprachen oder an Rechtskunde)

[20] Alfred von Känel, *Das Haus der Landschaft Frutigen*. Verlag Paul Haupt, Bern 1978.

[21] Urs Martin Zahnd, *Die Bildungsverhältnisse in den bernischen Ratsgeschlechtern im ausgehenden Mittelalter. Verbreitung, Charakter und Funktion der Bildung in der politischen Führungsschicht einer spätmittelalterlichen Stadt*. Schriften der Berner Burgerbibliothek, Bern 1979.

sich bei Schultheißen, Seckelmeistern, Vennern und Ratsherren nachweisen lassen, und welche Aufstiegsmöglichkeiten sich dem Gebildeten öffneten, etwa dem Stadtarzt, dem Schulmeister oder dem Stadtschreiber.

Im umfangreichen Anhang sammelt Zahnd für jeden der rund 250 Berner Studenten, was die Quellen an Biographischem bieten. Sein Buch ist klar und übersichtlich aufgebaut und liest sich auch vom Stil her angenehm. So spricht es von Inhalt und Form her den Fachhistoriker wie den geschichtlich interessierten Laien an. bj

Eine Dissertation, die an der Zürcher Universität entstanden ist, verdient es, den Berner Geschichtsfreunden vorgestellt zu werden[22]. Die methodisch sauber aufgebaute Arbeit läßt erkennen, daß der Verfasser sich gewissenhaftem Quellenstudium unterzogen hat und seine Quellen mit der gebotenen philologischen Akribie zu analysieren versteht – was heute leider nicht mehr immer der Fall ist.

Es wird glaubhaft nachgewiesen, daß vor allem im Militärwesen (Exerzierreglement von 1615, Kompaniegliederung bei der «Heeresorganisation» von 1628/29 sowie Ausgestaltung eines eidgenössischen Defensionalwerkes) direkte niederländische Einflüsse festzustellen sind. Daneben läßt sich aber auch beim Strafvollzug (1615 Errichtung eines bernischen Zuchthauses) niederländisches Vorbild nachweisen. Die Arbeit geht in einem besonderen Kapitel auch der Frage nach, durch welche Kanäle niederländische Einflüsse in Bern einwirken konnten. Zwar war der Solddienst zu dieser Zeit zahlenmäßig noch gering, und diplomatische Bemühungen um ein Unionsprojekt im Jahre 1623 scheiterten. Aber daneben haben die Lektüre entsprechender holländischer Schriften und der Studienaufenthalt von Bernern an den vier holländischen Universitäten doch für verbreitete Kenntnisse gesorgt.

Im Anhang führt der Verfasser die Namen (samt Immatrikulationsdatum und Studienrichtung) der Schweizerstudenten an den niederländischen Universitäten an; von 1575 bis 1700 waren darunter 273 Berner. Es wäre wertvoll gewesen, wenn über diese Studenten noch Angaben zu ihrer weiteren Laufbahn – soweit diese nach Bern zurückgeführt hat – zusammengestellt worden wären.

Erwähnt, aber nicht speziell ausgeführt, hat der Verfasser die Einflußmöglichkeiten, die im kirchlich-religiösen Bereich lagen (denken wir an die bernische Vertretung bei der Synode von Dordrecht, 1618)

Die beiden letzten Bemerkungen sind nicht als Kritik an der trefflichen Arbeit gedacht, sie sollen vielmehr zeigen, daß der Band Anregung zu vermehrter Beschäftigung mit einem Themenkreis bietet, der gerade für die Geschichte des bernischen Staates von Bedeutung ist: daß nämlich für die absolutistische Ausgestaltung der bernischen Verfassung im 17. Jahrhundert durchaus nicht nur französische Einflüsse maßgebend sind. kfw.

Wirtschafts- und Münzgeschichte

Das Fehlen einer umfassenden Münz- und Geldgeschichte Berns erschwerte bislang die Behandlung wirtschaftsgeschichtlicher Fragen in hohem Maße. Das vorliegende Buch von Colin Martin schließt diese Lücke[23]. Die Arbeit über die bernische Geldpolitik vom Spätmittelalter bis zur Revolution stellt den ersten Band eines größeren Werkes dar; ein zweiter Band, der den geprägten und umlaufenden Münzen gewidmet sein soll, wird das Bild abrunden.

Die Grundlage unserer Kenntnis der bernischen Geld- und Münzpolitik bilden die Mandate

[22] Frieder Walter: *Niederländische Einflüsse auf das eidgenössische Staatsdenken im späten 16. und frühen 17. Jahrhundert. Neue Aspekte der Zürcher und Berner Geschichte im Zeitalter des werdenden Absolutismus.* Verlag Hans Rohr, Zürich 1979. 279 S., Fr. 38.–.

[23] Colin Martin, *Essai sur la politique monétaire de Berne 1400–1798.* Lausanne 1978. (Bibliothèque historique vaudoise No 60).

und Kursfestsetzungen der Stadt sowie die Beschlüsse der Münzkonferenzen mit den umliegenden Orten. Der Autor hat alle in Frage kommenden Erlasse des alten Staates Bern durchgearbeitet; die Regesten dieser Mandate und Ordnungen bilden den Hauptteil des vorliegenden Buches. Aufgrund der vollständigen Aufarbeitung aller Beschlüsse in Münzangelegenheiten ist es dem Autor möglich, eine kurzgefaßte Geschichte der bernischen Münzpolitik zu geben.

Durch die Expansion nach Westen sah sich Bern eng an die Wirtschaftsräume Savoyens, Italiens und besonders Frankreichs gebunden. Damit war auch der Rahmen der bernischen Münzpolitik gegeben. Die Angleichung des bernischen Geldwesens an das französische um die Mitte des 18. Jahrhundert bildete den folgerichtigen Schluß dieser Entwicklung. Vorsichtig, aber immer etwas verspätet, reagierte Bern auf die großen Entwicklungstendenzen und versuchte, durch die Aufrechterhaltung eines gesunden Währungssystems das Gedeihen seiner Wirtschaft zu garantieren.

Die minutiöse Aufarbeitung und Darstellung des gesamten Materials in Verbindung mit einer brillanten Synthese machen das Buch zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel der bernischen Geschichte. FdC